

Handball: Die große Ausbeutung

Jedes Jahr müssen Handballer spielen, spielen, spielen. Bis sie sich verletzen. Doch die Verbände denken nur an sich und ihre Turniere

Von Christoph Dach

7. November 2018

Die Einschlüge kommen näher, Woche für Woche. Zuletzt hat es den Nationalspieler Julius Kühn aus dem Verkehr gezogen, einen baumhaften Kerl. Diagnose: Kreuzbandriss, sechs Monate Pause. Zuvor hatte Nikola Karabatić erklärt, dass er die Weltmeisterschaft wegen einer Operation am linken Fuß verpassen werde. Der beste Handballer der vergangenen Dekade hatte zuvor nie ernste Verletzungen. Unter seiner Führung gewann Frankreich vier WM- sowie drei EM-Titel und verteidigte 2012 in London olympisches Gold. Nun muss der Weltmeister ohne ihn auskommen. Genau wie die Deutschen ohne Kühn, ihren torgefährlichsten Rückraumspieler.

Die Nachrichten passen in die Zeit. Zwei Monate vor Beginn der WM in Deutschland und Dänemark (10. bis 27. Januar 2019) brodelt es wieder im Handball. Die Debatte über Terminhatz, vollgepackte Kalender, Verletzungen und Überbelastung wird jedes Jahr aufs Neue und zur gleichen Zeit geführt. Sie ist leichter vorhersehbar als der Herbst.

In diesem Jahr hat die Kritik eine neue Dimension erreicht. Am schlimmsten stehen die Füchse Berlin da, einer der führenden Bundesligisten. Aus ihrem 17-köpfigen Kader sind gerade mal acht Spieler fit. Die anderen neun, unter ihnen einige potenzielle WM-Fahrer, fallen mit zum Teil schweren Verletzungen aus.

"Im Moment hat fast jede Nation mit Angeschlagenen und Verletzten zu kämpfen", sagt Silvio Heinevetter, der Keeper der Füchse und der Nationalmannschaft. Beim jüngsten Lehrgang des DHB-Teams musste der Bundestrainer Christian Prokop gleich drei etablierte Linkshänder auf einer Position ersetzen, Steffen Weinhold, Fabian Wiede und Kai Häfner. Von seiner potenziellen WM-Startformation fällt die halbe Mannschaft aus. "Ein brutaler Verlust", sagt Heinevetter.

An einem sonnigen Oktobertag sitzt Heinevetter, 34, im Trainingszentrum seines Vereins im Berliner Stadtteil Hohenschönhausen und bandagiert seine Finger mit dickem Tapeverband. Die nächste Einheit geht gleich los, er wirkt abgekämpft. Wie viele der letzten Tage er im eigenen Bett geschlafen hat? "Keine Ahnung", sagt er, "aber viele können es nicht gewesen sein."

Einer Woche mit fünf Spielen in der Bundesliga und bei der Vereins-WM in Katar folgte ein Lehrgang des Nationalteams inklusive zwei EM-Qualifikationsspielen. Berlin, Doha, Mannheim, Wetzlar, Pristina im Kosovo und jetzt wieder Berlin, Tausende Kilometer in Bussen oder Flugzeugen. Auf den Stopps mal eben Höchstleistung zeigen und dann direkt weiter. Manchmal reicht die Zeit nicht mal für das Interview nach dem Spiel. "Ist halt Oktober", sagt Heinevetter.

"Irgendwann knallt es"

Tatsächlich kulminieren die Ereignisse gerade. Wenn der internationale Handballzirkus ein Unternehmen wäre – man müsste von Ausbeutung sprechen. Die Bundesliga-Saison läuft auf

Hochturen, im DHB-Pokal wird es langsam spannend, die Champions-League-Vorrunde geht in die entscheidende Phase, der EHF-Pokal beginnt im November. Dazu Vereins-WM, Länderspiele, EM-Quali und in der nicht existenten Winterpause, zwischen Hin- und Rückrunde der Bundesliga, jedes Jahr eine WM oder EM, alle vier Jahre noch Olympia. Im Grunde ist es nur eine Frage der Zeit bis zur nächsten Diagnose, irgendwann erwischt es auch den zähesten Hund.

"Das ist dem Wettbewerbskalender geschuldet", sagt Heinevetter. Als Torhüter ist er zwar von schweren Verletzungen verschont geblieben, weil er auf seiner Position keine harten Zweikämpfe führen, nicht in den Infight muss. "Knochen auf Knochen tut mehr weh als Ball auf Knochen", sagt er und grinst. Er kriegt natürlich mit, wie das bei den Kollegen Feldspielern läuft. "Zuerst hast du ein paar Wehwehchen und schleppest das immer weiter mit dir herum und irgendwann knallt es."

Ähnliche Zustände haben schon andere Nationalspieler bemängelt, am schärfsten Hendrik Pekeler vom THW Kiel. "Hier wird schon lange nicht mehr im Interesse der Sportler, sondern nur im Interesse der Funktionäre entschieden", sagte er. Andreas Michelmann, der Präsident des Deutschen Handballbundes, entgegnete, er schätze Pekeler sehr. "Aber das ist Unsinn, da hat er etwas gesagt, ohne die Tatsachen zu kennen." Die Belastung sei nicht höher als sonst.

Michelmann, seit 1994 Oberbürgermeister der Stadt Aschersleben in Sachsen-Anhalt, mag ein erfahrener Lokalpolitiker sein. Als Handballer ist er nie in Erscheinung getreten. Andernfalls hätte er mitbekommen, dass die Champions League seit Jahren künstlich aufgeblasen und erweitert wurde. Alleine in der Vorrunde müssen die Teilnehmer 14 Spiele bestreiten, fast so viele wie in einer Bundesliga-Halbserie. Obendrein hat der Weltverband IHF kürzlich gegen den ausdrücklichen Wunsch der Vereine und vieler Nationalverbände die Weltmeisterschaft aufgestockt. Ab 2021 nehmen 32 statt 24 Mannschaften teil.

Basketballer, die auch oft spielen, haben drei Monate frei

Kein Wunder also, dass sich immer mehr Profis alleingelassen fühlen. "Was sie leisten müssen, ist tatsächlich enorm. Gefühlt müssen sie alle zwei Tage ran", sagt Velimir Petković, der Trainer der Füchse Berlin und ein renommierter, erfahrener Mann von 62 Jahren, der mit kurzen Unterbrechungen seit zwei Jahrzehnten in der Bundesliga tätig ist. "Ich weiß, dass es nicht am Training liegen kann, weil wir keine Verletzungen muskulärer Natur haben", sagt er. "Sonst hätte ich mir längst Gedanken über meine Methoden machen müssen." In der Länderspielpause trainierte Petković an manchen Tagen mit sechs Spielern, jeder Kreisliga-Coach hat mehr zur Verfügung.

Deshalb wünscht sich auch Petković bessere Regenerationsphasen und erinnert an Julius Kühn, der sich in der EM-Qualifikation im Kosovo schwer verletzte, in einer Begegnung also, die die Deutschen locker gewannen (30:14). "Für so ein Spiel sind sie sieben Tage unterwegs, reisen von einer Ecke Europas in die andere und dann verliert man so einen wichtigen Mann. Das tut mir als Handballfan weh." Die meisten Handballer haben zudem nur drei Wochen Urlaub. Zum Vergleich: Amerikanische Basketballer, die ähnlich oft spielen, haben drei Monate frei.

Was Handballprofis überhaupt gegen diese Misere tun können? Silvio Heinevetter zuckt mit den Schultern. "Seitdem ich denken kann, ist das so. Und daran wird sich auch nichts mehr ändern, deshalb bringt es auch nichts, wenn wir Spieler uns darüber aufregen", sagt er und verschwindet in die Trainingshalle.